



# Stern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 5.

Mai 1914.

XVII. Jahrg.

### Pater Wilhelm Banholzer †.

Am 21. Februar 1914 um 1 Uhr nachmittags übermittelte mir der Generalgouverneur des Sudans folgendes Telegramm des Gouverneurs von Kodok: „Mit tiefem Bedauern melde ich den soeben hier erfolgten Tod des Paters Banholzer. Melden Sie es gütigst der österreichischen Mission. Die Leiche wird mit Boot nach Zul gebracht“. Das war ein ebenso unerwarteter als schwerer Schlag für mich und unser Vikariat. Einer unserer tüchtigsten Missionäre ward uns entzogen, dessen Verlust wir gerade jetzt, da das Vikariat über die Schwierigkeiten des Anfangstadiums hinwegzubringen ist, doppelt fühlen.

Im letzten Winter fühlte er sich öfters kränzlich, obwohl sonst diese Jahreszeit die beste ist. Es wurde ihm wiederholt nahegelegt, in Abartoum Erholung zu suchen. Er hing aber mit allen Täfeln seiner

Seele so sehr an seiner Station und an seinem Volke, daß er sich einstweilen nicht dazu entschließen konnte. Obwohl er heiter und fröhlich war, zehrte das fieberschwere Klima an der Widerstandsfähigkeit seiner kraftvollen Natur. Am Mittwoch, 11. Februar las er die letzte heilige Messe und am Abend zwang ihn das Unwohlsein, das Bett aufzusuchen. Er und alle hofften, daß der Fieberanfall bald sich legen werde. Aber am folgenden Tage stellten sich starker Schüttelfrost und heftiges Erbrechen ein, die Anzeichen von schwerer Erkrankung an Malaria, der unvermeidlichen Folge eines längeren Aufenthaltes in diesen faulen Sumpfgenden. Seine Mitbrüder, die Schwestern und zwei Neophiten gaben sich alle Mühe um ihn. Am Freitag legte er wie gewöhnlich seine Beichte ab. Am Sonntag wurde auf seinen Wunsch

der Arzt von Rodof gerufen, welcher dem Kranken Chinineinspritzungen verabreichte und, da er den Zustand nicht für gefährlich hielt, am Montag wieder abreiste. Aber in der Nacht von Montag auf Dienstag verschlimmerte sich der Zustand wieder. Man schickte sogleich nach dem Arzt, der am Dienstag abends den Kranken mit eigenem Schiff in das Spital nach Rodof überführte; da der Arzt die Krankheit nicht für gefährlich hielt, fuhren nur ein Bruder und zwei Neophiten mit. Am Freitag morgen kehrte der Bruder zurück und brachte die freudige Kunde, daß der Pater Superior viel besser sei, einige Nahrung zu sich genommen habe und frei von Erbrechen sei. Der Kranke wünschte, daß der hochw. Pater Stang, sein jahrelanger und treuer Mitarbeiter, am Montag früh nach Rodof komme, um mit ihm alles zu besprechen, dann wollte er mit dem nächsten Schiffe nach Khartoum reisen. Am Samstag mittags erschien in Lul in Eile einer der beiden Christen vom Krankenlager und meldete, daß es mit dem hochw. Pater Superior schlechter stehe. Zugleich teilte der Gouverneur in einem Briefe mit, daß der Kranke mit einem eigenen Schiffe nach Khartoum gebracht werden solle. Am Montag kam der kleine Dampfer und holte den Bruder, der den Kranken nach Khartoum begleiten sollte. Indessen verschied dieser um 11 Uhr 20 Minuten im Spital zu Rodof, umgeben von zwei Christen und zwei Katechumenen. Am Abend brachte der Bruder die teure Leiche nach Lul, wo sie in der alten Kapelle aufgebahrt und am Sonntag morgens um 8 Uhr in Gegenwart aller Christen und vieler Leute der Umgegend beerdigt wurde.

Pater Vanholzer war zeitlebens ein Mann der Tat, ein Freund jenes ruhigen, lärmlosen, sich selbst genügenden Schaffens, das, allem flitterhaften Auf-

sehen abhold, nur den Erfolg suchte, ohne damit zu prunken. Nun, nachdem er diese Welt des Hastens nach Anerkennung verlassen, soll sie ihm ungesucht zuteil werden.

Pater Wilhelm Vanholzer ward als Sohn einer angesehenen und kinderreichen Goldarbeitersfamilie am 6. Mai 1873 zu Kottweil in Württemberg geboren. Nach Absolvierung des humanistischen Gymnasiums seiner Vaterstadt widmete er sich zu Innsbruck den theologischen Studien. Gott wollte ihn für die auswärtigen Missionen. Am 20. März 1895 trat er in das Noviziat der Söhne des heiligsten Herzens Jesu zu Verona für die Mission von Zentralafrika ein und nach zweijährigem Noviziate legte er die ersten Gelübde ab. Seine Oberen sandten ihn bald nach Afrika, wo er in der Kirche der heiligen Familie zu Heluan in Ägypten am 19. Dezember 1897 zum Priester geweiht wurde. Das folgende Jahr verbrachte er in der Negerkolonie zu Gefira bei Kairo und dann einige Zeit in der Missionsstation zu Assuan in Oberägypten. Indessen war von der anglo-ägyptischen Armee der Sudan wieder erobert und aus der Gewaltherrschaft des Khalifen Abdullahi, Nachfolgers des Mahdi, befreit worden. Pater Vanholzer betrat unter den Ersten das wiedererschlossene Missionsgebiet und langte im September 1899 zu Omdurman an. Er blieb dortselbst, während der apostolische Vikar mit dem Missionschiffe „Redemptor“ den Weißen Nil befuhr und die Station Lul bei den Schillufnegern gründete. Am 21. November 1901 verließ er Omdurman als Teilnehmer an der Missionsfahrt des „Redemptor“ bis nach Fort Berkeley, dem äußersten schiffbaren Punkte des oberen Nils. Seine prächtige Schilderung dieser Fahrt erschien im „Stern der Neger“, 5. Jahrgang. Am 23. Feber 1902 kehrte er nach Lul zurück. Lul blieb von nun an

sein Arbeitsfeld, dem er vom folgenden Jahre bis zu seinem Tode als Oberer vorstand. Nach dem am 4. Mai 1902 erfolgten unerwarteten Hinscheiden des apostolischen Vikars, Bischofs Kobeggio, wurde er von Rom als apostolischer Administrator des Vikariates bestellt, in welcher Eigenschaft er die gesamte Mission bis Ende 1903 leitete.

Seine Wirksamkeit in U u I wird in den Annalen dieser Station unauslöschlich verzeichnet bleiben. Mit welcher Energie er sich seiner Arbeit widmete, dafür zeugt, daß er bereits im September 1902 ohne Übertreibung, die ihm überhaupt fremd war, schreiben konnte, er beherrsche die Schilluk Sprache so weit, daß er ohne Anstand mit den Leuten verkehren könne. Und in dieser tatkräftigen Arbeitsfreudigkeit fuhr er fort alle die Jahre hindurch bis zu seinem Tode. Die erste Zeit wohnte er in elenden Hütten, bis er ein geräumiges Haus aus Ziegeln für die Missionäre und ein anderes für die Schwestern hergestellt hatte. Im verfloffenen Jahre ersetzte er die langjährige kleine Kapelle durch eine hübsche Kirche, ebenfalls aus Ziegelsteinen erbaut. Feld-, Garten- und Viehwirtschaft betrieb und hob er in erfolgreicher Weise. So steht heute eine wohlgeordnete Missionsstation an den Ufern des Weißen Nils.

Aber mehr noch als der materielle Ausbau der Mission lag ihm die geistige Hebung am Herzen. Der Eroberung des Sinnes, sowie der Rettung der Seelen des wilden, trotzig und zähen Schillukvolkes galt seine opferfreudige Tätigkeit Tag für Tag.

Am Anfange begegnete er allenthalben Mißtrauen und Hochmut. Nur um ihn zu begaffen, Geschenke von ihm zu erbetteln und ihre ekelhaften Krankheiten behandeln zu lassen, kamen die Wilden zu ihm. Bet-

tern betrachteten sie als ihr Recht und Geben als seine Pflicht. Daher kein Wort des Dankes, kein Zeichen der Anerkennung. Neue Wohltaten erhöhten nur ihre Ansprüche. All ihrer hochmütigen Anmaßung, ihrem kindischen Unverständnis und ihrer herzlosen Undankbarkeit setzte der Glaubensbote unentwegte Ruhe, unerschöpflichen Gleichmut und arbeitsfreudige Hingebung entgegen. In unverdroffenem Schaffenseifer erschöpfte er sich in allen leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit. Erst nach Jahren solcher entsagungsvoller Aufopferung erkannten sie seine wohlmeinenden Absichten und die übernatürlichen Beweggründe und Triebkräfte seines Wirkens. Sie fanden es heraus, welch warmes Herz für sie in seiner Brust schlug und schenkten ihm ihr Vertrauen. Allmählich wurde er ihnen alles, und damit ward seine Arbeit zwar trostreicher, aber auch weit vielseitiger. Seine Missionstätigkeit Tag für Tag ist die Geschichte getrockneter Tränen und gestillten Elendes, gesättigten Hungers und geheilter Wunden, gelöster Zweifel und aufgekärter Unwissenheit.

In frühester Morgenstunde stand er als der Erste am Altare zur würdevollen Feier der heiligen Messe. Am Opfertische des Gottmenschen schöpfte er die Kraft zum eigenen Opferleben, denn ein solches war sein ganzes Tagewerk. Einer nach dem anderen kommen sie zu ihm, jung und alt, Häuptling und Bettler, Gesunde und Kranke, Männer und Frauen. Sein Wohnzimmer war das Stelldichein aller. Einer holte sich Rat, ein anderer klagte sein Weh; dieser suchte Trost, jener Unterhaltung; einer meldete Neues, ein anderer besprach Vertrauliches; dieser brachte einen bloßen Gruß, jener suchte sein Seelenheil. Alle wurden ruhig angehört und würdig beschieden. Keine Angelegenheit auf dem

Missionsgrunde entging seiner Aufmerksamkeit. Der Neger, der im Garten jätete, wie der Junge, dem das Vieh oblag, der Greis im Schatten der Dumpalme, wie das wassertragende Mädchen, der Kranke in der Hütte, wie der Arbeiter auf dem Felde: alle sahen ihn bei sich und vernahmen seine teilnahmevollen Fragen. Jetzt stand er mit dem Königssohne und dann wieder mit dem Ruhhirten im Gespräche. Fragen, welche das Wohl und Wehe des ganzen Volkes betrafen, ließ er ebenso sein Ohr wie belanglosen Anliegen einzelner. In ihm vereinigte sich die Kleinrämerei der engsten Nachbarschaft, wie das Belangreiche vom Grenzsaume des Volksstammes.

Daß er all die Einzelheiten und Kleinigkeiten für wichtig genug hielt, um sich mit ihnen zu befassen das spricht für den Ernst und die Innigkeit seiner Hingebung an Mission und Volk. Diese Hingebung war getragen nicht von einem unklaren Humanitätsgefühl, sondern von einer abgeklärten Liebe zum Volke der Schilluk und von einem durch Gottesliebe verklärten Seeleneifer.

Von Gott und Gottesgebot sprach er, wo sich Gelegenheit bot. War er dann mit einem Neger unter vier Augen, so träufelte er die Wahrheiten des Glaubens in das gierige Herz. Als gottbegnadeter Katechet aber und als überzeugender Prediger trat er am Sonntage vor sein Volk. Wie da die schwarzen Zuhörer an seinen Lippen hingen und dem Verständnis seiner volkstümlichen Darlegungen lauten Ausdruck verliehen! Er verstand es aber auch meisterhaft, ihnen die Lehre Christi mundgerecht zu machen und besaß jene tiefe Kenntniss ihrer Sprache, welche es ihm ermöglichte, die Wahrheiten des Evangeliums in Worte und Bilder zu kleiden, wie

sie dem geistigen Tiefstand der Wilden entsprachen.

In der richtigen Überzeugung, daß ein Missionär ohne Kenntniss der Sprache ein Jäger ohne Flinte ist, hatte er sich gleich vom Anfange an mit seinem ganzen Talente auf dieses Studium geworfen und dasselbe ununterbrochen durch 13 Jahre mit unwandelbarer Zähigkeit fortgesetzt. *Nulla dies sine linea.* Tag für Tag studierte er, jedes Wort, das er zum erstenmal hörte, schrieb er sich auf, und, wie ermüdet er auch vom vielfältigen Tageswerk sein mochte, jeden Abend, bevor er sein Lager aufsuchte, schrieb er die sprachliche Ausbeute des Tages nieder. *Nulla dies sine linea.* Seinen Untergebenen riet und befahl er, täglich fünf neue Worte dem Gedächtniss einzuprägen und ihr sprachliches Wissen stets im Verkehr mit den Negern zu verwerten und zu vertiefen. Die Missionäre, welche das Glück hatten, ihn als Lehrmeister zu besitzen, sind sämtlich sprachgewandt.

An sich selbst stellte er noch weit höhere Forderungen. Nicht zufrieden mit den gewöhnlichen Kenntnissen, drang er in Geist und Bau der Sprache ein, erforschte ihre grammatikalischen Gesetze und syntaktischen Regeln und ergründete ihren Wortschatz. Er schrieb eine Grammatik, welche der Akademie der Wissenschaften in Wien vorliegt und nur infolge seines eigenen Strebens nach einwandfreier Vollkommenheit von der englisch geschriebenen Sprachlehre Dr. Weitermanns überholt wurde. Die scharfsinnige Kritik der letzteren konnte nur er schreiben. Der gesamte Stoff seines umfangreichen Wörterbuches der Schilluksprache bildet den vornehmsten Schatz seiner sprachlichen Manuskripte. Ein Sprachforscher, weniger anspruchsvoll als er, könnte mit der Veröffentlichung seines linguistischen Hinterlasses die Wis-

jenſchaft bereichern und dem toten Miſſionär vor der Welt das Verdienſt ſichern, das er ſelbſt nicht ſuchte.

Die ſtaunenswerte Kenntnis der Schillukſprache verſchaffte ihm hohes Anſehen beim Volke, unter dem die Rede ging, daß er beſſer und ſchöner ſpreche als ein Eingeborener, was bei ſeiner muſikaliſchen Begabung, welche eine faſt unerläßliche Vorbedingung zur anſprechenden Handhabung dieſer phonetisch ſchwierigen Sprache iſt, ſeinen ausgebreiteten Vorkenntniſſen in anderen Sprachen, bei ſeinem Talente und ſeiner zähen Ausdauer nicht wundernehmen darf, befähigte ihn aber auch, in die verborgenſten Tiefen der Denkungsart und Anſchauungsweiſe des Volkes einzudringen; ihre religiöſen Anſichten, Überlieferungen, Sitten und Gebräuche nicht nur kennen zu lernen, ſondern in ihrem geneſiſchen Zuſammenhange zu beurteilen. Er war unbeſtritten die erſte lebende Autorität in Schillukfragen.

Aber das unermüdliche und vorbildliche Sprachſtudium war ihm nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel zum Miſſionszweck. Ausgerüſtet mit der genaueſten Kenntnis der Sinnesart und den Einrichtungen des Volkes und ein überlegener Beherrſcher ſeiner Sprache, überſetzte er in dieſe zuerſt die Elementarwahrheiten und täglichen Gebete, dann den Katechiſmus, wobei er ſich von der Grundabſicht leiten ließ, die Wahrheiten der Faſſungskraft des Volkes anzupaffen. Wer ſeine Katechiſmusüberſetzung aufmerkſam liest, findet Zeile für Zeile das Beſtreben, die Wahrheiten dem Verſtändniſſe der Wilden nahe zu bringen. Sein Vaterunſer, „Gegrüßet ſeiſt du, Maria“ und Salve Regina in der Schillukſprache werden vom Volke als Kunſtwerke ihrer Sprache bezeichnet und werden ſein Gedächtnis fortpflanzen, ſolange ein Schillukneges in dieſen herrlichen Aus-

drücken zu Gott und ſeiner heiligſten Gebärerin betet.

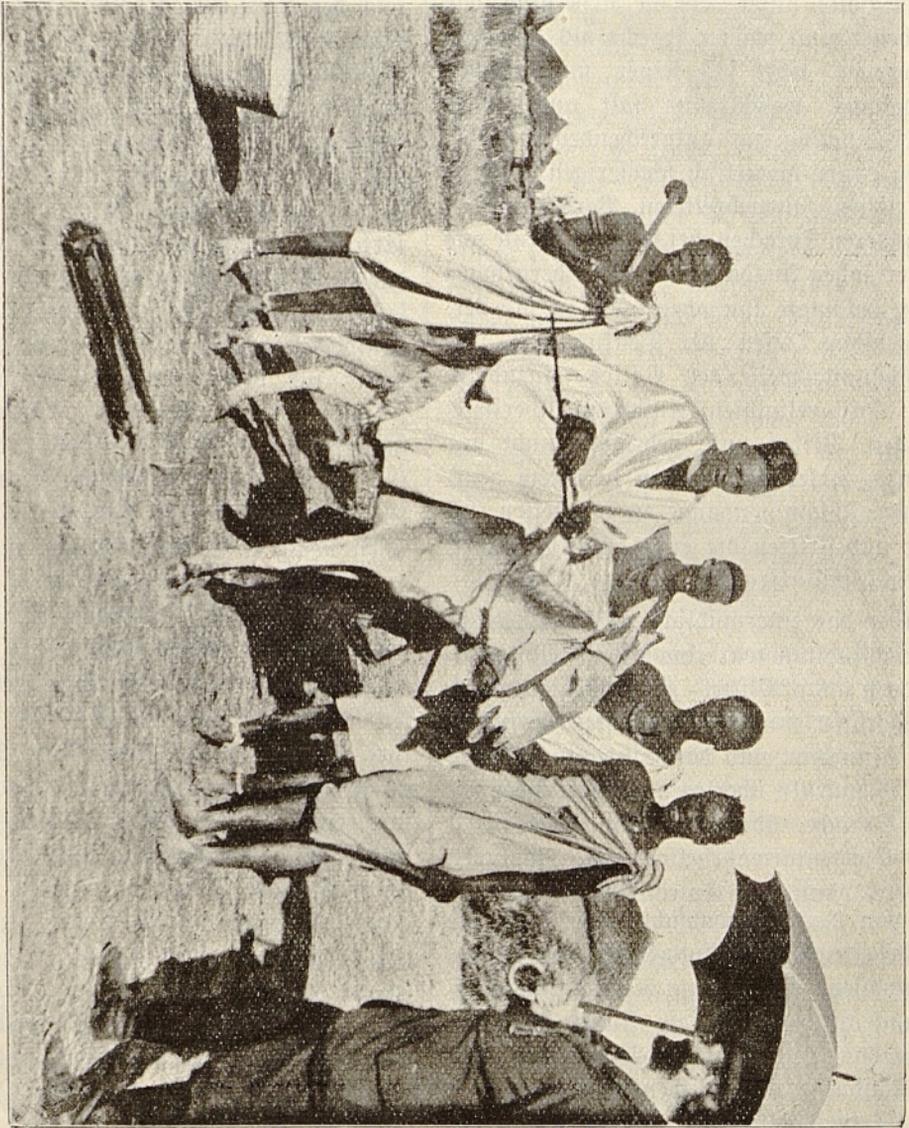
Kleinarbeit! Geduld und Ausdauer! Heute ein Wort und morgen eines, jezt ein Samenkorn in das tiefgründige Erdreich der Seele verſenkt und dann bei gegebener Gelegenheit mit dem Tau einer unauffälligen Erinnerung oder Andeutung begoſſen, bis es keimt und ſproßt und Früchte treibt. Das war ſein Syſtem, ſoweit man bei ihm überhaupt von einem ſolchen ſprechen kann. Er wollte, daß die Erkenntnis ſich von ſelbſt Bahn breche, das Gefühl der Schwäche und Sündhaftigkeit, die Sehnſucht nach Entlaſtung des ſchuldbeladenen Gewiſſens und der Entſchluß zur Lebensänderung ſich aus dem Innern heraus entwickeln. Dieſen Wandlungsprozeß in einer Heidenſeele und dieſen Verdegang eines Neophiten abzuwarten, dazu gehört eine heldenhafte Geduld. Dieſe beſaß er in einem Maße, daß er ſich durch keine Vorſtellungen oder Enttäſchungen wankend machen ließ. Sprach man ihm von Beſchleunigung, ſo hielt er entgegen, daß die Wilden ihren freien Willen haben wie jeder Menſch, und daß erſt ihre Befehrung aus freiwilliger Überzeugung heraus dauerhaft ſei. „Verlangt von mir keine Chriſten, die mit Dampf befehrt ſind!“ ſagte er. Die Welt liebt Großzügigkeit und raſche, glänzende Erfolge. Er hingegen tat unermüdliche Arbeit und holte ſich Mut und Ausdauer nicht an den Zahlen der Statiſtik, ſondern im feſten Vertrauen auf Gottes Gnade. Er wollte nicht die Verhältniſſe durchbrechen, ſondern ſie ausnützen, das Volk nicht mit Zudringlichkeiten und Neuheiten abstoßen, ſondern am Gängelbände rückſichtsvoller Beeinflußung anziehen; er wollte nicht, daß das Volk zu ihm hinaufſteige, bevor er nicht zu ihm hinabgeſtiegen; er war kein Stürmer, ſondern ein bedächtiger Schieber, kein

heißblütiger Phantast, sondern ein fühlerreicher Rechner.

Das langsame und schonende Vorgehen im Befehrswerke wurde ihm oft genug

Furcht. übriges hatte Gott selbst vorgesorgt und dem berechnenden Verstandesmenschen in einem Mitbruder eine rührige, herz- und gemütvollige Hilfe an die Seite

Begegnung des hochw. P. Bamholzer mit dem Schillukönige Fadjet.



zum Vorhalt gemacht. Aber er ging unbefürchtet und rücksichtslos seine Wege. Die Billigung seitens der Menschen war ebensowenig sein Ehrgeiz als die Kritik seine

gestellt, und die beiden ergänzten sich gegenseitig wunderbar, und dem harmonischen Zusammenwirken und Ausgleich dieser zwei wesentlich verschiedenen Charak-

tere sind die so tröstvollen Erfolge der letzten Jahre in Sul zuzuschreiben.

Bei all dem berechnenden Vorgehen mußte er sich freizuhalten von einseitigem Vertrauen in die eigene Kraft und Geschicklichkeit; er wußte, daß das Absterben des Heidentums und das Aufblühen des Christentums in keinem Volke, sei es wild oder kultiviert, das Ergebnis menschlicher Tätigkeit, sondern das Werk überirdischer Macht sei. Daher schlossen seine Briefe, nachdem er seine Ansichten und die ihm geeignet erscheinenden Mittel zur Befehrung des Volkes dargelegt, stets mit der Bitte: „Beten Sie für uns und unsere Arbeiten“. Als ich ihm im Sommer des letzten Jahres bei Gelegenheit des Besuchs des Königs die Frage vorlegte, ob es wohl nicht besser sei, die Befehrung des Volkes von oben herab, anstatt von unten hinauf zu versuchen und sich den König zu gewinnen, meinte er, es müsse durch langsame Abbröckelung von unten herauf geschehen, da der König als Nachfolger des Halbgottes Nytang aus Selbsterhaltungstrieb der Letzte in der Befehrung des Volkes sein müsse. „Aber,“ fügte er gleich bei, „Gottes Gnade vermag alles.“ In den letzten Jahren legte er tatsächlich großes Gewicht auf die freundlichen Beziehungen zum König, und er verstand es, ihm in der letzten Zeit ganz für sich einzunehmen, so sehr, daß derselbe ihn öfters in großem Aufzuge besuchte und ihm sogar wichtige Geheimnisse anvertraute.

Das war eben auch eine hervorstechende Fähigkeit an ihm, daß er den Diplomaten zu spielen verstand. Ein Mann von wenig Worten, wußte er jedermann nicht nur für sich, sondern auch für seine Ansicht einzunehmen. Er stand auch im ganzen Sudan in ungewöhnlich hohem Ansehen. Die Todesnachricht löste Gefühle allgemeiner Teilnahme aus und wurde als großer

Verlust nicht nur für die christliche Missionsache, sondern auch für Land und Regierung empfunden.

Der Generalgouverneur Sir Reginald Wingate schrieb mir: „Durch den Tod dieses hingebungsvollen Missionärs und hochgebildeten Gentleman verliert Ihre Mission eines ihrer fähigsten Mitglieder, dessen Name für immer mit der Einführung des Christentums und der Zivilisation bei dem großen Stamme der Schilluk und mit der Darstellung der Schilluksprache verbunden bleiben wird. Ich zweifle nicht, daß im Laufe der Zeit seine unermüdlige Arbeit große Früchte tragen wird. Indessen bitte ich Sie, in meinem und Lady Wingates Namen, sowie in demjenigen aller Offiziere und Beamten der ägyptischen Armee und der Sudan-Regierung unser tiefgefühltes Beileid und unsere Sympathie mit Ihnen und mit der Mission, die Sie vertreten, in diesem großen und unerwarteten Schlage annehmen zu wollen“. Der Gouverneur der Provinz des Ober-Nil in Rodok sprach mir telegraphisch sein tiefstes Beileid zu dem großen Verluste unserer Mission aus. Der Leiter des Unterrichtsdepartements des Sudans schrieb mir: „Ich begegnete ihm zweimal, aber jedesmal machte er einen großen Eindruck auf mich. Sein Name fügt einen mehr zur Liste der Wackeren hinzu, die für die Sache des Sudans starben. Banholzers Absichten waren mehr unpersönlich, als die meisten von ihnen beanspruchen können“.

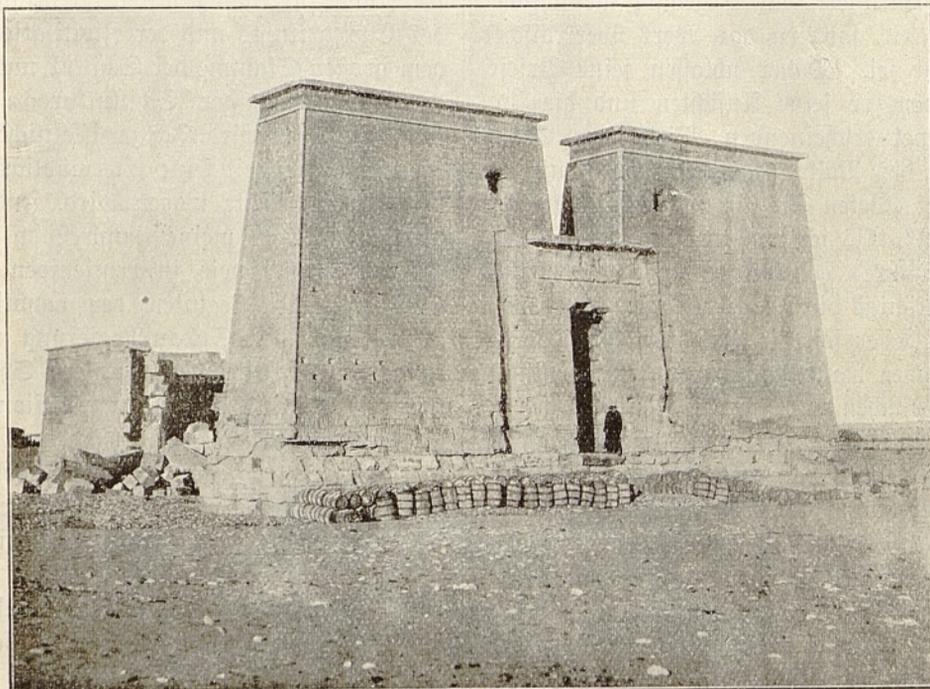
Der anglikanische Bischof schrieb mir: „... Ich sympathisiere in der Tat mit Ihnen bei diesem Ihrem großen Verluste, da es ein Verlust nicht nur für Ihre Mission, sondern für die Kräfte unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus ist, welche für die Ausbreitung seines Reiches gegen die Mächte des Islams und des Heidentums arbeiten“.

Beamte und Ärzte der Provinz sandten telegraphisch oder schriftlich ihr Beileid und zahlreiche Hiesige taten es mündlich.

Worin liegt nun das Geheimnis der allgemeinen Geltung, die er sich verschafft? Es liegt in seinen Erfolgen und in seiner Persönlichkeit. Seine Erfolge?

Im Jahre 1902 setzte er als Fremd-

geistlicher Vater von 28 Neugeborenen, lauter ebenso strammen jungen Männern als glaubensfesten Katholiken, der unbestrittene Herrscher in hundert Herzen von Katechumenen, die geistige Autorität von Land und Volk, der anerkannte Freund und Wohltäter aller, an dessen Grabe der König und der Bauer, der Häuptling wie



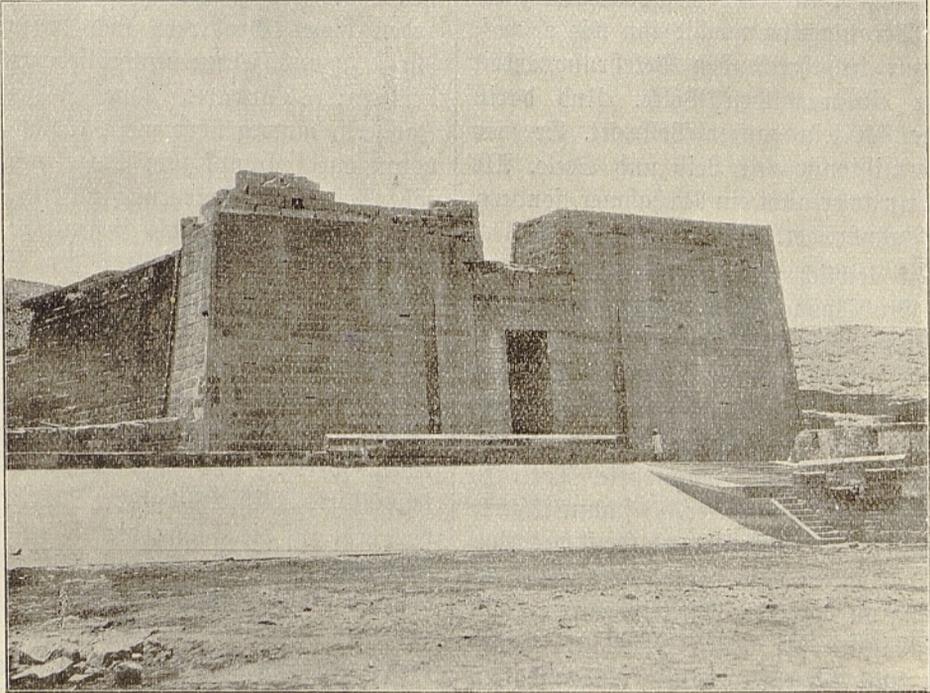
Tempelreihe von Kalabche.  
(Zwischen Assuan und Wadi-Halfa gelegen).

ling den Fuß auf das sumpf- und fieber-schwangere Land der Schillufneger. In verachtungsvoller Probenhaftigkeit würdigten ihn die Wilden kaum eines Blickes, und die spliternackten Gesellen sahen von oben auf ihn herab, um ihn zu bemitleiden, doch nein, des Mitleides waren diese Barbaren nicht fähig, zu verachten als fremden Wandersmann, der nach ihrer Ansicht dem Elend seiner Heimat entronnen, um in ihrem Lande die irdische Glückseligkeit zu suchen. Im Jahre 1914 ist er

der Hirte trauern. In ihren Gesichtern wühlt das stumme Weh, der nasse Gram hängt in ihren Blicken, an ihrer Kehle würgt die blasse Furcht, tiefes Leid beugt ihre Gestalt. Es klingt wie schluchzende Totenklage und wie leises Weinen weht es durch die Lüfte. Diese Klagen des ganzen Volkes sprechen lauter als diese Zeilen für die Bedeutung seiner Lebensarbeit. Und dieser Erfolg ist errungen in zwölf Jahren unblutigen Arbeitskampfes, wobei er Kraft des Verstandes, Opfer der Liebe,

Tränen des Gebetes eingesetzt und am 21. Februar auch das Blut des Lebens, da er im Spital zu Rodos zu den zwei Neophyten und zu zwei Katechumenen, die sein Lager umstanden, sprach: „Jetzt sterbe ich, das Herz hat zu schlagen aufgehört; betet für mich!“, und dann verschied er, seinem Volke treu bis in den Tod.

das selbsterkannte Beste. Dieses strebte er mit solcher Aufrichtigkeit an, daß er das Gute nur dem Bessern opferte, sobald er letzteres erkannt hatte. Fest und klar das Ziel im Auge behaltend, stand er nicht einen Augenblick an, sich vor der eigenen besseren Einsicht zu beugen. Eine kraftvolle Schwabennatur, liebte er Geradheit



Tempel von Dakka.

(Zwischen Assuan und Wadi-Dalsa gelegen.)

Und seine Persönlichkeit?

Pater Wilhelm Banholzer war ein Mann von überlegener Verstandeskraft und machtvoller Willensstärke. Geist und Wille waren in ihm gleich gewaltig. Was er mit seiner ebenso raschen als durchdringenden Auffassungskraft als gut erkannt, das wollte er mit Unnachgiebigkeit, und er führte es ohne Rücksicht auf sich oder andere aus. Nicht Gesetz, Regel, Methode oder Schablone waren ihm maßgebend, sondern

und Schlichtheit. Lüge, Schein, Übertreibung und Verschönigung waren ihm ebenso zuwider als Schmeichelei, Kriecherei und Heuchelei. Er gab sich wie er war und nahm sich kein Blatt vor dem Mund. Wer ihn nur oberflächlich kannte, mochte ihn herb und spröde finden, was er in der Form auch so sehr war, daß selbst seine Schlichtheit hart erschien. Aber wie seine Selbstständigkeit weit entfernt war von jenem titanenhaften Selbstbewußtsein und

jenem aufgeblasenen Kraftgefühl, welche ein Zeichen schwachbegabter und dabei eingebildeter Halbgebildeter sind, ebenso weit war seine äußere Sprödigkeit entfernt von Herzenskälte. Vielmehr war seine Verständlichkeit gepaart mit jener Gemütsstiefe, welche dem Handeln Hingebung und Ausdauer sichert. Und diese beiden Eigenschaften besaß er in hohem Grade. Diese glückliche Veranlagung machte ihn wie geschaffen zur bahnbrechenden Bekehrungsarbeit unter einem wilden Volke. Und darin zeigte sich sein ganzer Vollwert. Er war Negermissionär mit Leib und Seele. Als solcher war er nicht ein Nachahmer, sondern ein Bahnbrecher.

Mit leiblichen Augen betrachtet, deckt sein Grabeshügel auf dem engen Friedhofe am Ziegelgemäuer der alten Missionskapelle in Lul vernichtete Hoffnungen und durchkreuzte Pläne. Was hätte dieser Vollmensch noch alles leisten können! Glänzende Fähigkeiten, mannhafte Tatkraft, rüstiges Mannesalter, staunenswerte Kenntniss von Sprache und Geist des Volkes, vor allem eine derart heroische Hingebung an dasselbe, daß sein ganzes Sein und Sinnen für dessen Glück und Seligkeit sich verzehrte, alles Eigenschaften eines vollwertigen Missionärs, und alles nun unwiederbringlich vom stummen Grabe verschlungen! Das ist bis zu Tränen traurig!

Und doch! Nicht ohnmächtige Betrübniß fühle ich an diesem Totenhügel! Nicht geknickte Hoffnungen und zertrümmerte Lebensideale wurden da zu Grabe geschaufelt, sondern da ward Hoffnung verankert und das Missionsideal verherrlicht! Dieses stumme Grab spricht, und laut ist seine Sprache. Ein Mann von erklärter Tropentauglichkeit, in der Vollkraft der Jahre und des Schaffens, ein Missionär von ausgefuchter Tüchtigkeit, hat er sich mitten

unter seinem Volke zur Ruhe hingelegt, ein Märtyrer seiner Liebe zu ihm. Sein Tod ist ebenso wie sein Wirken ein Israel, eine Gottesfaat, die aufsprößt und blühende Früchte zeitigt! Auf sein Grabeskreuz gehört die Inschrift: „Niemand hat eine größere Liebe als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde“. Überzeugungsvoller als der glänzendste Missionserfolg reden dieses Grabkreuz und dessen Inschrift zu uns, seinen hinterbliebenen Mitbrüdern: „Vorwärts ohne Zagen und Zaudern, hinweg über mein kühles Grab, voran durch Kampf zum Siege und durch zähe Arbeit zur Bekehrung unserer Schiluk!“ Eindringlicher als flehentliche Missionsbriefe ruft dieses Grab den Wohltätern zu: „Liebe Freunde, unterstützet die Mission der Schiluk!“ Und erfolgreicher als die feurigsten Werbeschriften predigt dieses Grab: „Katholische Jugend, eile herbei und führe mein Werk, dem ich erlegen, fort!“ Und nach Willand dringt sein Ruf: „Missionszöglinge, bereitet euch vor, hebt auf die Fahne, die meinem Arme entsunken, und tragt sie zum Siege!“ Und wie diese Worte zünden unter den jungen Leviten! „Hier bin ich, sende mich!“ Mit dieser Bitte drängt sich ein Duzend vor. Am Grabe des Helden wächst der Mut!

Und nun, mein lieber Vater Banholzer, ruhe sanft und in Gottes Frieden! Ich stehe mit den übrigen Missionären an deinem Grabe! Und uns zur Seite stehen die schwarzen Neuchristen und Katechumenen! Brennende Tränen rinnen von den Wimpern und aus den Herzen brechen ringende Gebete. „O Herr, gib ihm die ewige Ruhe,“ flehen wir Missionäre, „und das ewige Licht leuchte ihm!“ vollenden die Neger. Und das Gebet wird zum Hymnus, der Grabeshügel zum Monument und das Kreuz zum Siegeszeichen! Diese Zeilen seien die Palme, mit der dein Bischof dei-

nen Sarg umflucht! Und wir alle winden den Kranz der Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung um dein Grab! Von deiner Ruhestätte wehen uns Mut, Erhebung und Aufrichtung zu. Wir ergreifen das Banner, das dir entfallen, heben es mutvoll auf und tragen es unentwegt durch Sturm und Wetter zum Siege, zum Siege Christi über dieses unser teures Schillukvolk.

\* \* \*

Im Anhange setze ich hieher den letzten Brief, den der teure Tote an mich gerichtet hat. Es war sein Vierteljahrsbericht an mich. Er soll ganz wörtlich folgen und uns einen Blick in die missionseifrige Seele, sowie in Freud und Leid des Glaubensboten am Abende seines Tagewerkes gestatten. Der Brief lautet unverkürzt:

Lu L, 20. Jänner 1914.

„Hochwürdigster Herr Bischof!

Seit Ihrem letzten Besuche ist ein Fortschritt zu verzeichnen: Die Jugend von zwei großen Dörfern hat sich den frühern Kirchenbesuchern angeschlossen, so daß nun am Sonntagmorgen von allen Seiten die schwarzen Söhne unserer Mission anrücken.

Sieben Neugetaufte haben am Samstag zum erstenmal gebeichtet, sehr wohl vorbereitet und mit großem Eifer. Das Verständnis für die Beichte ist bei diesen Negern sehr groß, weil sie von ihrem Glend so tief überzeugt sind, und die Folge ist, daß sie nach der Beicht wirklich fühlen, daß sie geheilt und umgewandelt sind. Man sollte meinen, die Beichte sei für den stolzen Schilluk eine schwere Sache, das Gegenteil ist der Fall. Bei dem Gefühl der großen Niedrigkeit, das bei ihm von Zeit zu Zeit eintritt, ist die Beichte ein wahres Regenerationsbad für ihn.

Vier neue Katechumenen werden gegenwärtig auf die heilige Taufe vorbereitet.

Täglich ist Katechismusunterricht, dreimal wöchentlich für die Jünglinge und dreimal für die Kinder, Knaben und Mädchen. Mit Ruhhörnern wird das Zeichen zum Unterricht gegeben, und bald stürzen aus allen Hütten die jungen Krausköpfchen.

Dreimal wöchentlich ist Schreibunterricht für alle, die den Griffel zu halten imstande sind.

Viel Zeit nimmt die ärztliche Hilfe in Anspruch, die wir den Leuten angedeihen lassen. Unser Ruf ist gut, trotzdem unser Wissen gering ist, Es ist aber höchste Zeit, daß wenigstens eine Schwester auf dem Platze ist, die in einem Spital gelehrt und gedient hat und imstande ist, Wunden und Knochenbrüche nach der neuesten Methode zu behandeln. Wir haben in den Ärzten der amerikanischen Mission eine Konkurrenz, mit der wir nicht Schritt halten können. Gerade in der ärztlichen Hilfe liegt ein großes Mittel zur Seelengewinnung, oder wenigstens zur Bekämpfung des Glaubens an Zaubermittel und -mächte. Benedicere et sanare gehören zusammen wie Leib und Seele. Auch der eine oder andere Vater sollte einem verständigen Arzte beigegeben werden als Gehilfe, damit er einen Notverband anlegen und Wunden behandeln lerne. Es ist höchste Zeit, daß wir in diesem Punkte nicht unwissend dastehen, sonst gehen mit der Zeit unsere eigenen Christen ins amerikanische Spital, und man kann es ihnen gar nicht verübeln.

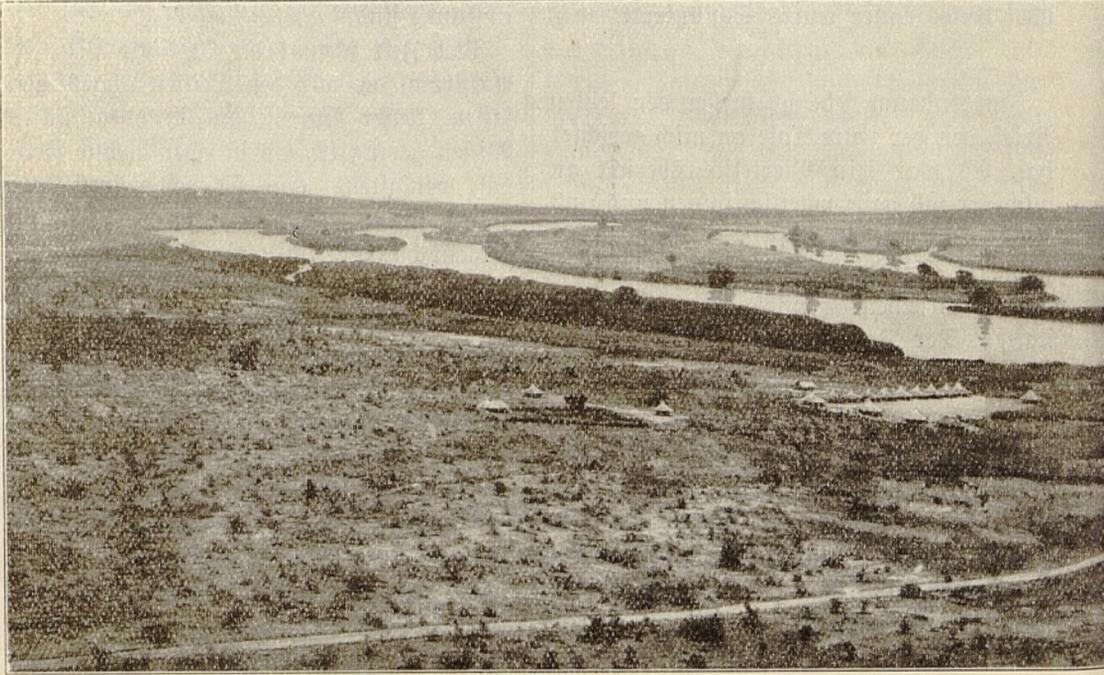
Am Sonntag ist immer eine Predigt, gleich nach der heiligen Messe. Von hier aus dringen alle Heilswahrheiten hinaus ins Schillukland; es kommen sehr viele Leute vorübergehend, und diese tragen das Gehörte hinaus in die Dörfer, wo es besprochen und vertieft wird.

Auch privatim läßt sich viel tun. Es ist wertvoll, gute Beziehungen zu allen Leu-

ten zu unterhalten; wenn sie dann auf Besuch kommen und allein mit uns sich unterhalten, zeigen sie sich viel natürlicher und sind sehr empfänglich für gute Worte und Ratschläge. Ein Schilluk, der von Zeit zu Zeit kommt, um Rat zu holen oder auch bloß, um sich zu unterhalten, ist schon halb

Nächstes Jahr pflanzen wir die neue Rhassabaumwolle, die sich sehr gut bewährt und wenig Wasser braucht. Von dieser Seite kommt vielleicht ein Gewinn.

Hätten wir nur immer Arbeit, so könnten wir Hunderte von jungen Leuten beschäftigen.



Das Niltal von Redschai bis Gondokoro.

gewonnen. Der Einfluß unter vier Augen ist sehr groß auf die Schwarzen.

Es läßt sich soviel noch machen, hätten wir nur ein paar Brüder, die ein Handwerk verstehen. Die Schmiede haben ein hohes Ansehen im Schilluklande, sie werden wie große Scheiks behandelt; jeder, der ein Handwerk gelernt, ist ein großer Mann. Es ist ewig schade, daß sich da gar nichts tun läßt.

Einkünfte hat die Mission noch keine. Der schöne Garten am Flusse wird nur unterhalten, um den Jungen Arbeit zu verschaffen.

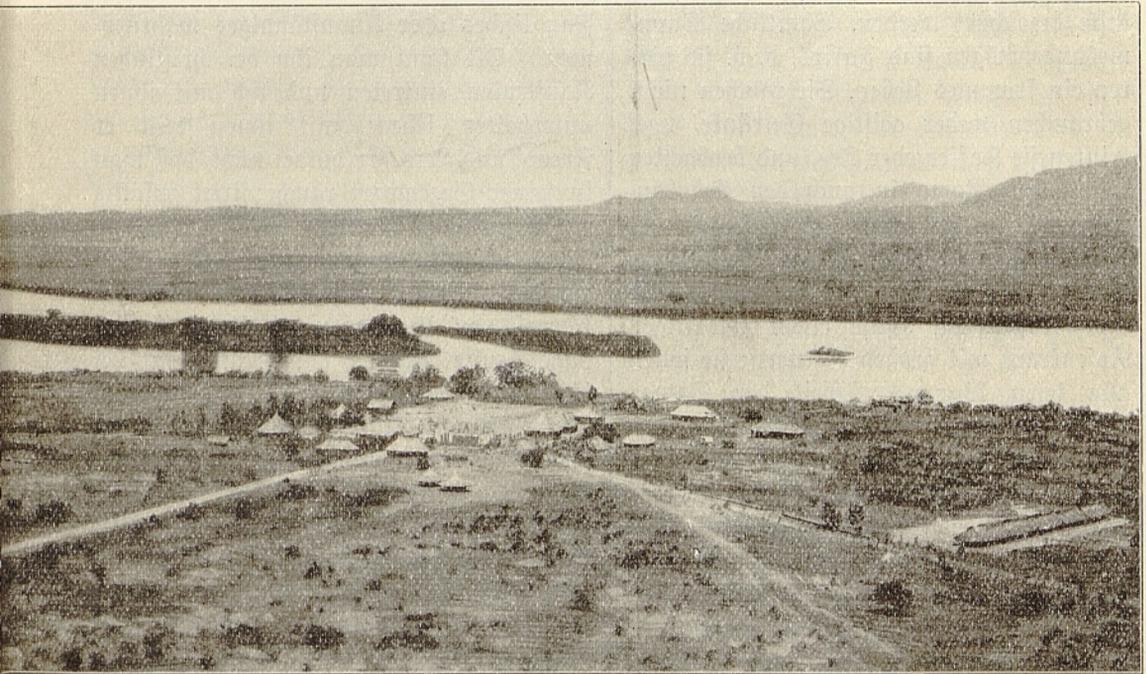
Die Arbeit in der Mission ist eine hoffnungsvolle, trotz der vielen Krankheiten, denen man ausgesetzt ist. Das große Elend in der Mission, das deprimiert und die Flügel sinken läßt, ist der Mangel an Geld und Brüdern. Die Leute draußen haben vielfach eine ganz armselige Ansicht über Mission und Missionsarbeit. Die Arbeit ist eine großartige, die jeden intelligenten Menschen dauernd bereit macht, sich der Sache zu opfern.

Wir sind zu jeder Arbeit bereit, wenn wir nicht mehr erreichen, so liegt die Schuld am Gelde. Wir brauchen Geld, um die jun-

gen Schilluk für ein paar Monate an uns zu fesseln und ihnen Gelegenheit zu geben, das Wort Gottes zu hören und im Werke zu sehen.

Wenn die neue Missionsstation nördlich von Kodok recht bald eröffnet werden kann, so bedeutet das einen neuen wichtigen

zwischen Kodok und Kaka. Zu einem Briefe vom 6. Februar hatte ich den Verstorbenen beauftragt, im Einvernehmen mit dem englischen Gouverneur der Provinz den Platz für die neue Missionsstation zu wählen und mir darüber zu berichten. Den Brief ließ sich Pater Banholzer auf dem



Koro, vom Berge Redichaf aus gesehen.

Schritt nach vorwärts in der Eroberung des Schilluklandes für Christus.

Ihr gehorsamster, dankbarer Diener

P. W. Banholzer F. S. O."

Pater Banholzer vertrat mich in der Leitung der Mission während meiner letzten Europareise 1912—1913. Nun übernehme ich seine Vertretung und die Ausführung seines Testaments. Im Namen und zum Gedächtnisse dieses meines ausgezeichneten Missionärs richte ich an alle Freunde und Gönner unserer Mission die innige Bitte um Beiträge zur Gründung der neuen Missionsstation für die Schilluk

Krankenslager vorlesen, als bereits das Fieber all sein Denken und Wollen in tödlichem Weh zu verschlingen begonnen hatte.

Diese Neugründung war mein letzter Plan und Lieblingswunsch. Ich werde ihn ausführen, sobald ich die Mittel dazu besitze, und die Station dem hl. Bonifatius weihen.

Gaben für diesen Zweck bitte ich an die Redaktion des „Stern der Neger“ mit der Widmung „Für die Bonifatius-Mission“ zu senden.

Rhartoum, 15. März 1914.

† Fr. Kav. Geyer,  
apostol. Vikar von Rhartoum.

## Die Nomaden des östlichen Sudans.

(Schluß.)

Studie des hochw. P. Jol. Huber F. S. C.

In schroffem Gegensatz zu den Bewohnern des Berges Wuruba und Umgebung stehen die Nomadenstämme der Samar 'eidoáb, der Haoschendoáb und der Gebischer. Diese können als eine Priesterkaste bezeichnet werden. Sämtliche Stammesangehörigen sind Fakirs, d. h. sie führen ein frommes Leben. Sie rauchen nicht, gebrauchen weder geistige Getränke, noch trinken sie Kaffee oder Tee, und beobachten außer dem Ramadán auch den Schobánmonat, d. h. sie fasten zwei Monate im Jahre. Sie scheeren sich das Haupthaar, kleiden sich nur in ein Umschlaggewand und tragen am Halse einen gewaltigen Rosenkranz mit großen Körnern; sie sollen alle lesen können.\* Scheik der Samar 'eidoáb ist Dnur, derjenige der Haoschendoáb heißt Abdel Kader, und Al amin adarób der Gebischer Scheik. Die beiden letzteren halten sich von jedem Umgange mit Andersgläubigen fern. Ersterer aber, nämlich Dnur, läßt sich häufig zu Kassala blicken. Er ist von langer Gestalt, hager und braunrot im Gesichte. Das Haar des Hinterkopfes hat er zu zierlichen Zöpfchen geflochten und darüber einen Turban gewunden. Trotz seines hohen Alters, er soll nämlich zwischen 80 bis 90 Jahren stehen, ist er dennoch rüstig und hat auf dem Kopfe kein weißes Haar; seine Leute sagen, der Prophet habe ihm die Hände aufgelegt. Er ist freigebig mit den Armen und deshalb recht beliebt. An den überlie-

ferten Vorschriften hält er strenge fest, er raucht daher nie, und nimmt keine geistigen Getränke zu sich, dafür tut er sich aber an den Wassermelonen recht gütlich. In seinem ganzen Wesen kann man nichts Fanatisches oder Unanständiges wahrnehmen. Oft kann man ihn bei christlichen Kaufleuten eintreten und sich mit ihnen unterhalten sehen; mit ihnen teilt er Freud' und Leid. Er duldet nicht, daß man in seiner Gegenwart rauche; tritt zufällig ein Muselman rauchend in einen Laden, wo er sich befindet, so weist er ihn mit den Worten zurecht: „Mache, daß du weiter kommst, du Ungezogener.“ Dnur ist der angesehenste Fakir; sein Name ist bei sämtlichen Nomadenstämmen vom Roten Meere bis zum Atbaraflusse bekannt. Selbst die Bewohner vom Berge Wuruba verehren ihn. Einmal im Jahre pflegt er sich dorthin zu begeben. In einiger Entfernung vor dem Felsentore setzt er sich auf eine Strohmatten nieder. Die Nachricht seiner Ankunft verbreitet sich rasch. Räuber, Mörder, Diebe und was sonst noch der Bergkessel an braven Leuten enthält, alles strömt herbei; auf den Knien nähern sie sich ihm, küssen ihm Hände und Füße, erflehen seinen Segen und versehen ihn mit reichlichen Geschenken. Aber die Felsentür darf auch Scheik Dnur nicht betreten.

Die Beduinen, welche in der italienischen Ervthraa-Kolonie wohnen, oder in den Grenzstrichen zwischen dieser und dem englisch-ägyptischen Sudan ansässig sind, haben sich bis auf den heutigen Tag noch größtenteils vom Mohammedanismus fern gehalten und sind Heiden. Zu erwähnen wären folgende Stämme: Flit, Batáma, Kavedjó, Mogaréb, Baria, Saláj Logadób, Amaja und Bafa. Sie haben

\*) Oft ziehen sie unter den anderen Stämmen herum, erteilen Segenspendungen und rühmen sich auch der Heilkunde. Übrigens scheint es mit ihrer Wissenschaft nicht weit her zu sein. Ein kranker Beduine begibt sich zum Fakir. Dieser betastet ihm das wehe Glied, z. B. den Kopf oder den Arm, speit ihm dreimal darauf, und der Patient bildet sich ein, besser zu stehen.

zwar alle Kenntnis von einem Schöpfer des Weltalls, lassen aber den lieben Gott einen guten Mann sein; von Mohammed wollen sie nichts wissen. Sie verehren das sogenannte „Dedai“, d. h. das Regenkind, nämlich ein Kind, das an einem Regentage auf die Welt kommt; es gilt als glückbringend und wird mit dem Namen Dedai bezeichnet, sei es nun ein Knabe oder ein Mädchen. Wenn das Kind das Alter der Vernunft erreicht, wird es als Nothelfer anerkannt. Bedeckt sich z. B. der Himmel mit Gewitterwolken, so lassen die Nomaden das Kind herbeibringen und sagen: „Dedai, verschaff' uns diesen Regen, der am Himmel hängt.“ Das Kindlein streckt seine Händchen empor, und ruft: „Komm', o Regen, komm'.“ Regnet es wirklich, so werden des Kindes glückliche Eltern mit Geschenken überhäuft, bleibt aber der Regen aus, so wird das arme Kinde beiseite geschoben, und man nimmt seine Zuflucht zu einem anderen Knaben, und in Ermangelung eines solchen zu einem Mädchen. Ebenso geschieht es, wenn dem Stamme irgendein Mißgeschick oder ein Unglück zustoßt.

Sämtliche erwähnten Nomaden sind recht wild. Der Jüngling bleibt solange unbeachtet, bis er sich nicht ein gewaltiges, buschiges Haupthaar gepflegt hat, Tefa genannt; während dieser Zeit hat er einen Mord zu begehen, und zwar an den Angehörigen eines anderen Stammes; gelingt ihm die Tat, so verbreitet sich die Nachricht davon wie ein Lauffeuer; es heißt, der betreffende Jüngling hat bereits ein Opfer gefällt, er ist ein Mann. Nun steht ihm das Recht zu, frei um die Hand eines Mädchens zu werben und die Verlobung findet alsbald nach getroffener Wahl statt. Aber bevor er das Mädchen sein nennen kann, hat er dem künftigen Schwiegervater unbedingt einen neuen Be-

weis von Mannhaftigkeit zu liefern, echt nach afrikanischen Begriffen. Er muß nämlich eine zweite Bluttat verrichten. Der heiratslustige Jüngling geht nun buchstäblich auf Menschenjagd aus. In einem Hinterhalte versteckt, oder in dichtem Laubwerk eines Baumes verborgen, lauert er auf einen Vorübergehenden, gleich einem wilden Tiere. Kommt ihm ein Opfer unter, so schneidet er ihm die Nase, ein Ohr oder einen Finger ab, meistens aber skalpiert er dasselbe, d. h. er zieht ihm die Kopfhaut ab und eilt damit zu des Mädchens Vater. Dieser betrachtet mit Befriedigung die blutige Trophäe, und meint dann: „Ja, du bist wirklich ein Mann, du verdienst meine Tochter.“ Und die Vorbereitungen zur Hochzeit werden gleich getroffen.

Mitunter gelingt es dem Bräutigam trotz aller Bemühungen nicht, ein Menschenleben zu erhaschen, und in diesem Falle verhilft ihm seine Auserwählte zum Erfolge. Beide schleichen sich unbeachtet zu einem fremden Dorfe hin. Der Jüngling lauert sich in einem Verstecke, das Mädchen verbirgt sich in einem Gebüsche und beginnt in Zammertöne auszubrechen. Irrend jemanden im Orte rührt das Erbarmen für das schreiende Wesen und er kommt näher, um Beistand zu leisten. Da stürzt der Jüngling aus seinem Hinterhalte hervor, sticht den gutmütigen Hilfebringer grausam nieder und schneidet ihm nebenbei ein Glied ab. Zufrieden kehren hierauf beide ins heimatliche Dorf zurück und halten fröhlich Hochzeit.

Nach der Hochzeit ist der Mann nicht mehr zum Morden verpflichtet, aber es ist ritterlich für ihn, wenn er möglichst viele umbringt, damit erwirbt er sich den Ruf eines Tapferen. Es heißt: jener besitzt so und so viele Kopfhäute, er ist ein Held. Diese sind für ihn ebensoviele Ehrenzeichen.

Bei einem Todesfalle versammeln sich sämtliche Krieger. „Wer hat diesen Menschen da getötet?“ rufen sie, und die Gegend hallt wider von wildem Geschrei und Waffengeklirr. Hierauf wird der Tote zu Grabe getragen, und an jenem Orte beige-

setzt, den er sich bei Lebzeiten zur letzten Ruhe aus-

erlesen hatte, dann folgen ein schier endloses Weinen und

Mahlzeiten, je nach dem Vermögen der Verwandten des Verstorbenen. Liegt eine Bluttat vor, so ziehen die Angehörigen des Ermordeten sorgfältig Er-

kundigungen über den Stamm des Mörders ein. Mitunter gelingt es, den Mörder ausfindig zu ma-

chen, und dann wird bittere Rache geschworen. Bei stockfinsterner Nacht über-

rumpelt der Stamm mit überlegenen Kräften das Dorf des Missetäters. Alles, was sich in den Weg stellt, wird niedergelassen, die Überlebenden führt man nach Innerabessinien in die Gefangenschaft ab und verkauft sie dortselbst als Sklaven.

verschiedene dieser Nomaden, besonders die an der Sudangrenze ansässigen Ilit, kommen nach Kassala und bieten Stöcke, Seile und hübsche Flechtarbeiten zum Ver-

kaufe feil. Das sind jedoch meistens nur die Ärmsten und Bedürftigsten des Stammes. Wer auf andere Weise sein Leben fristen kann, meidet die Regierungsorte und verweilt in der heimatlichen Wildnis. Kommen sie zu einem Regie-

rungsposten, so sehen diese Leuten ganz harmlos aus, mit geducktem Kopfe laufen sie in den Straßen herum

und niemand möchte es ihnen ansehen, daß sie unter Schafspelzen so wilde Instinkte bergen.

Draußen in der Steppe fühlen sie sich wieder in ihrem Element und alles weicht ihnen scheu aus. Die Regierung ist gegenüber dem Treiben dieser

Nomaden fast machtlos. Der Häuptling kann zwar auf Anfragen hin die Aussage machen, daß

jemand seiner Untergebenen einen Mord begangen hat, aber er wird sich sorgfältig hüten, die Schuldigen zu nennen, sonst droht ihm Verderben von seiten der eigenen Leute.

Daß unter solchen Umständen von einem Gedeihen des Landes keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die italienische Kolonialverwaltung bemüht sich zwar nach Kräften, diese barbarischen Sitten auszurotten, doch bisher vergebens.



P. Banholzer mit seiner Mutter.

(Aufnahme von 1909).

Jedweder Scheiß, der bei Mordtaten dem Regierungsbeamten die erwünschten Auskünfte verweigert, verfällt selbst dem Tode. Einmal wurden so über 40 Personen erschossen, das wirkte zwar abschreckend, aber leider nur für den Augenblick. Nun hat die italienische Regierung eigene Häuptlinge angestellt, die eine Anzahl Soldaten zur Verfügung haben und einen jeden Mörder

augenblicklich verhaften können; dieser wird dann dem königlichen Kommissär überliefert. Die Kapuzinerpatres von Neeren haben neulich unter diesen Stämmen eine Missionsstation eröffnet. Möge sie gedeihen. Der liebe Gott verleihe, daß erwähnte wilden Nomaden wie auch andere Völker sich recht bald unter das Joch Christi beugen!

## Des Kindes Geheimnis.

(Nachdruck verboten.)

Von Hermann Weber.

„Es ist wirklich zu bewundern, mit welcher Glaubensfreudigkeit unsere Missionäre selbst in die entlegensten Erdentwinkeln eindringen!“ sagte der Schneidermeister Menke, von seiner Zeitschrift aufsehend. „Wahrhaftig, es ist zu bewundern! — Und mit welcher großer Opferfreudigkeit die braven Männer ans Werk gehen! Auf gebrechlichen Fahrzeugen werden die tiefsten Flüsse durchquert; finstere Urwälder, voll feindlichen Menschen und Tieren, werden furchtlos durchwandert, ohne daß man die Gefahren beachtet, und alles nur darum, um den armen Heiden das Licht des Christentums zu bringen! Fürwahr, ein gottgefälliger Beruf!“

Frau Menke, ihren Strickstrumpf in der Hand haltend, nickte beifällig. „Du redest wahre Worte, Josef,“ antwortete sie dann zustimmend. „Nüchtig schreitet das Werk der Heidenbekehrung voran; denn Gottes Segen ruht allenthalben auf den Missionen! Herrliche Früchte sind schon erblüht aus den Saatkörnern, welche die Missionäre in Not und Gefahr unter den Heiden austreuten; überall entstehen christliche Gemeinschaften; man erbaut Gotteshäuser, wenn auch arm und schmucklos, und inmitten der Wildnis, wo einst der wilde Kriegszuf erbarmungsloser Kannibalen

ertönte, erklingen jetzt Kirchenglocken, um unsere bekehrten schwarzen Brüder zum Gebete zu rufen!“

„Ja, ja, viel Gutes ist schon geschehen, aber unendlich viel bleibt noch zu tun übrig!“ gab der Schneidermeister eifrig zurück. „Sehr viele Menschen stehen dem Missionswerke noch teilnahmslos gegenüber; sie freuen sich zwar über die Erfolge unserer Glaubenshelden, aber sie sind zu bequem und zu engherzig, um auch das Ihrige zu dem großen Werke beizusteuern. Ein jeder, arm und reich, Erwachsene und Kinder, müßte sich an dem Glaubenswerke betätigen, und wenn es auch nur mit einem kleinen Scherflein wäre. Und wenn das geschähe, dann würde es in den finsternen Heidenländern bald anders aussehen!“ —

Die zehnjährige Lisbeth, der Eheleute einzige Tochter, die während des elterlichen Gespräches tief über ihre Schularbeiten gebeugt gesessen hatte, war dem Gespräche über die Heidenbekehrung mit heimlichem Interesse gefolgt.

Den geröteten Wangen des Kindes sah man an, daß die Worte der Eltern tief in sein Herz gefallen waren und dort innige Teilnahme für das hohe Werk der Missionäre erweckt hatten. Die Worte des Vaters, daß jeder, Erwachsene und Kinder,

an der Heidenbefehrerung mitarbeiten müsse, hatten einen bewunderungswürdigen Entschluß in dem kleinen Mädchen erweckt.

Aber Lisbeth sagte nichts von alledem. Als sie ihre Schularbeiten beendet hatte, packte sie ihre Sachen zusammen und verließ das Zimmer.

Die Eltern glaubten natürlich, daß Lisbeth, wie gewöhnlich, zum Spielen gehe und beachteten ihr Fortgehen nicht. Das Mädchen aber hatte etwas anderes zu tun. Ohne sich lange zu besinnen, stieg es die Treppe hinauf, in das zweite Stockwerk, wo die alte Frau Meier wohnte, klopfte an und trat ein.

„Nun, Lisbeth, wolltest du mich einmal besuchen?“ fragte die Alte, in ihrem Lehnstuhl sitzend.

Lisbeth nickte und sagte dann errötend: „Ich wollte auch fragen, ob Sie nichts für mich zu tun hätten, Frau Meier — ich — ich möchte mir etwas verdienen.“

„Du möchtest dir etwas Geld verdienen?“ fragte die Frau erstaunt. „Wie kommst du denn auf den Gedanken, Kind? Willst du dir für das Geld denn etwas besonderes kaufen?“

„Der Vater hat gesagt, daß alle Menschen, auch die Kinder, mitarbeiten müßten, um die Heiden zu bekehren!“ antwortete die Kleine wichtig. „Ich habe nachmittags immer freie Zeit, und da dachte ich —“

„Du bist doch ein braves Kind. Mancher Erwachsene könnte von dir noch lernen!“ unterbrach Frau Meier, die plötzlich sehr ernst geworden war, die Worte des Mädchens. „Nun höre zu, was ich dir sage, Lisbeth: Du kannst mir von heute ab jeden Nachmittag Brot und Butter und was ich sonst noch gebrauche, holen und mir auch

hier in der Wohnung etwas beistehen, alles in Ordnung zu halten. Zum Lohn dafür bekommst du von mir jeden Sonntag fünfzig Pfennig, die du dann für die Heidenkinder ersparen kannst. Bist du mit meinem Vorschlage einverstanden?“

„O, wie gern!“ rief Lisbeth, freudig von einem Bein auf das andere hüpfend und rasch ausrechnend, wie hoch ihr Kapital sich nach Ablauf eines Jahres stellen würde. „Zweihundfünfzigmal fünfzig Pfennig sind sechszwanzig Mark; ein Heidenkind loszukaufen, kostet einund-



Sie sind ganz entzückt über das schöne neue Kleid.

(Photographie von P. Born.)

zwanzig Mark, sagt unsere Lehrerin, für die fünf Mark, die dann noch übrig bleiben, helfe ich ein Kirchlein bauen. — Aber den Eltern sagen Sie nichts davon, nicht wahr, liebe Frau Meier? So ganz heimlich möchte ich mir das Geld ersparen, daß niemand etwas davon bemerkt, und wenn dann ein Jahr verflossen ist, sage ich zum Vater: „Dieses Geld habe ich für die Heidenkinder verdient.““

„Wo läßt du aber das Geld, das niemand es findet?“ fragte die alte Frau, ihre Rechte wie segnend auf den Kopf des Kindes legend.

„O, ich habe schon ein Versteck dafür!“ sagte Lisbeth eifrig. „Ganz unten in unserem Küchenschranke steht ein altes Blechkästchen, welches niemand mehr gebraucht; da hinein lege ich das Geld.“

Klein-Lisbeth hatte ihren Dienst angetreten. An jedem Nachmittag stieg sie nach Beendigung ihrer Schularbeiten zu Frau Meier hinauf, half der alten Frau kleine Arbeiten verrichten und ging mit dem Korb zum Bäcker und Krämer.

Jeden Sonntag bekam sie nun ihren kleinen Lohn, manchmal in Silberstücken, manchmal auch in Nickel- und Kupfermünzen, und freute sich jedesmal königlich darüber. Mit möglichster Vorsicht brachte sie das Geld dann in dem kleinen Versteck unter, voll Sorge jedesmal, daß die Mutter sie überraschen könnte. —

So waren viele Wochen dahingeeilt. Mit unermüdlichem Eifer hatte Lisbeth während dieser Zeit ihre Arbeiten bei Frau Meier verrichtet und schon oft den kleinen Geldbetrag erhalten. Die Eltern schienen von dem stillen Wirken der jugendlichen Missionshelferin keine Ahnung zu haben; sie sprachen wenigstens nie darüber, und Lisbeth glaubte ihr Geheimnis gut bewahrt. —

Der Abend wollte sich nieder senken, als Lisbeth von ihrem heutigen Einkauf zurückkehrte; es war diesmal etwas später geworden, als gewöhnlich. Als sie nun die Sachen bei Frau Meier abgeliefert hatte und die elterliche Küche betrat, sah sie, daß die Mutter nicht anwesend und der Vater in seiner Werkstatt beschäftigt war.

„Jetzt ist es Zeit, einmal den kleinen Schatz zu zählen,“ dachte Lisbeth. Schnell zündete sie die Küchenlampe an und rech-

nete im Kalender nach, wie lange sie schon bei Frau Meier in „Dienst“ stand.

Gerade zwölf Wochen waren es am vergangenen Samstag gewesen. Sechs Mark mußten sich also in dem Kästchen befinden.

Mit hochrotem Kopf zählte das Mädchen die Geldstücke, Silber, Nickel und Kupfer bedächtig in je eine Reihe legend, und sah nach Beendigung ihres Nachzählens verwirrt und verwundert auf. Hatte es sich denn getäuscht? — Nicht sechs Mark, sondern zwölf Mark befanden sich in dem Kästchen!

Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu! . . . Lisbeth dachte und dachte, ohne sich die Tatsache erklären zu können, und begann dann, den Inhalt des Kastens noch einmal nachzuzählen.

In ihrem Eifer hatte sie nicht gehört, daß sich hinter ihr die Thür geöffnet hatte und die Mutter eingetreten war. Frau Menke stand einen Augenblick bewegungslos, als sie ihr Töchterchen bei der seltsamen Beschäftigung erblickte. Dann glitt es wie tiefe Rührung über ihre Züge und unhörbar trat sie näher.

„Du gutes Kind!“ sagte sie dann mit sonderbar weicher Stimme, den Arm liebevoll um das erschreckt aufspringende Mädchen schlingend.

„Ach, Mutter!“ rief Lisbeth bestürzt, als sie ihr Geheimnis entdeckt sah, und wollte beide Hände verbergend über die kleine Geldsumme ausbreiten, doch die Mutter wehrte leise ab.

„Du gutes Kind!“ wiederholte die Frau ihre Worte. „Der Himmel erhalte dir dein braves Herz, das voll Mitgefühl für die armen Heiden schlägt! . . . Glaubst du denn, daß der Vater und ich dein kleines Geheimnis nicht entdeckt hätten? Heimlich fragten wir Frau Meier, um den Grund deiner Arbeitsamkeit zu erfahren, und sie erzählte uns dann von deiner stillen Räch-

stenliebe. . . Doch nicht beschämen solltest du uns; heimlich vermehrten wir den Inhalt deiner verborgenen Sparkasse, um dir recht bald die Freude, ein Heidenkind loskaufen zu können, zu bereiten. Vereint wollen wir jetzt sparen, um unseren schwar-

zen Mitmenschen Gutes zu tun, damit sich einst das Wort des Gottessohnes segnend an uns erfüllen möge: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder in meinem Namen tut, das habt ihr mir getan!“

## Ein Tiroler Missionär in Äquatorial-Afrika.

Dem Leben nacherzählt von Robert Tonolli.

(15. Fortsetzung.)

Der Feind alles Guten konnte nicht ruhig zusehen, wie ihm die Herrschaft, welche er bereits seit Jahrhunderten unbestritten innehatte, allmählich entrisfen wurde; er entfachte daher einen erbitterten Kampf gegen das Kreuz. So heftig war dieser Kampf, daß die jung aufgesproßte Pflanze des Christentums hätte zugrunde gehen müssen, wenn sie nicht ein Werk Gottes gewesen wäre.

In einem entlegenen Winkel des Waldes lebte abgeschieden von aller Welt ein alter Zauberer oder Hexenmeister, ein großer Berater der bösen Geister; als Mediziner war er nicht weniger berühmt wie als Giftmischer, so daß er meistens nur mit dem Namen Giftmischer benannt wurde; sein Name war Kifele, was soviel bedeuten will wie „Verräter der Schlangen“. Weit und breit war er bei allen verhaßt; sein berüchtigter Name war überall bekannt; der König selbst hatte Furcht vor ihm und ließ all seine Verbrechen ungestraft durchgehen, da es der schlaue Zauberer verstanden hatte, den nicht weniger abergläubischen als grausamen König in seine Netze zu verstricken. Er hatte ihn nämlich wissen lassen, daß er beim ersten Vorgehen gegen ihn der blutigen Rache anheimfallen würde. Das Ungeheuer hatte

drei Frauen gehabt, die er aber zugleich mit seinen Kindern vor einiger Zeit auf dem Sklavenmarke zu Abekuta verkauft hatte.

Kaum hatte sich Friedrich in Abomé niedergelassen, als dieser Kifele auch mit seinem Hass gegen denselben hervortrat; aber nicht nur gegen Friedrich richtete sich seine Verfolgungswut, sondern auch gegen alle, welche dem Fremden anhängen oder ihn beschützten. Zuerst nahm er den Kampf mit einer Verleumdung auf: er verbreitete überall, daß der Fremde, welcher sich bei ihnen niedergelassen habe, gekommen sei, einem Einfall der Weißen den Boden zu bereiten; alle Neger sollten dann gefesselt abgeführt werden, um jenseits des großen Wassers gemästet und aufgefressen zu werden. Zur Bestätigung seiner Verleumdung fügte er dann noch hinzu, daß auch der König dem „Goldbart“ — so nannte er Friedrich — die Rückkehr nach Porto-Novo verboten habe; er sei nämlich von den Palast-Setischen gewarnt worden, und es sei ihm verkündet worden, daß es in diesem Falle mit seiner Herrschaft zu Ende sei.

Da Kifele sah, daß man seinen Worten nicht nur keinen Glauben schenkte, sondern daß die meisten sich darüber noch lustig

machten, so schlug er einen anderen Weg ein; er versuchte es mit den Kindern, die sich zum Unterrichte zu Friedrich begaben.

Eines Abends begab sich Friedrich wie gewöhnlich nach vollbrachtem Tagewerk mit seinem treuen Katechumenen Gabriel auf den bereits erwähnten Hügel; oben angekommen, setzten sie sich am Fuße des Kreuzes nieder, um von den Mühen des Tages auszuruhen und die frische Luft zu genießen. Das Gespräch drehte sich natürlich um die neu errichtete Station und die verschiedenen Schwierigkeiten, welche der böse Feind dem neu aufsprössenden Christentume bereiten würde und bereits bereitete.

„. . . Gott möge dir deinen guten Willen erhalten, ihm in allen Tagen dienen zu wollen,“ unterbrach Friedrich bei einer Gelegenheit seinen Katechumenen; „ich mache dich aber darauf aufmerksam, daß du zu kämpfen und schwer zu kämpfen haben wirst; denn der böse Feind wird dich ob deines schönen Loses sicherlich beneiden.“

„Daran habe auch ich schon gedacht,“ war die Antwort des Katechumenen. „Der Teufel wird sich sagen: Siehe, wie der Mensch da gleich mir schwarz ist, und doch wohnt in ihm eine Seele, die glänzender ist als der Mond, wenn er in seiner ganzen Fülle leuchtet. Nicht wahr, Vater, so wird es sein?“

„Ganz gewiß, mein Sohn, siehe aber zu, daß du darob nicht hoffärtig werdest; benütze die Gnade Gottes nur dazu, ihm zu dienen und zu danken. . . .“

„Und mich nach dem Martyrium zu sehen wie jene guten Christen, von denen du mir so schöne Einzelheiten erzählt hast. Ist es vielleicht eine Sünde, sich darnach zu sehnen?“

„Nein, es ist nicht nur keine Sünde, sondern sogar ein heilsamer Wunsch; aber glaubst du, daß der Herr die Gnade, für

den wahren Glauben zu sterben, einem jeden verleihe? Man muß sich derselben würdig machen, und dann. . .“

„Würdest du, Vater, gerne für deinen Glauben sterben?“

Friedrich nickte mit dem Kopfe, doch schienen in diesem Augenblicke seine Gedanken sich mit etwas anderem zu beschäftigen; unentwegt richtete er seine Augen auf einen Punkt des nahen Busches, bis er sich endlich mit leiser Stimme an seinen Gefährten wandte: „Hast du nichts gesehen?“

„Wo?“

„Dort zwischen dem ersten Busche hast du etwas bewegt. . .“

Friedrich hatte noch nicht geendet, als Gabriel aufsprang und nach einem festen Stoße griff.

„Ich weiß, um was es sich handelt,“ sagte er zu gleicher Zeit. „Es ist der Panther, den wir auch sonst schon oft um unsere Hütten herum gehört haben.“

Jetzt erhob sich auch Friedrich, und beide wollten sich langsam zurückziehen. In diesem Augenblicke vernahmen sie einen starken Krach. Ein dürrer Ast des nebenan stehenden wilden Feigenbaumes war abgebrochen und zur Erde gestürzt und mit ihm ein kohlschwarzer Körper, der sich jedoch gleich wieder aufrichtete und wie ein Blitz an ihnen vorbeischoß.

Es war der berühmte Zauberer. Er führte gegen den Missionär und seinen Katechumenen etwas im Schilde, daran war nicht mehr zu zweifeln; schon früher hatten sie beobachtet, wie er sich in später Abendstunde um Friedrichs Wohnung herumtrieb.

Während des Tages war nichts zu fürchten, um so gefährlicher war es aber bei Nacht. Friedrich mußte also dafür sorgen, sich für alle Fälle zu schützen und einem eventuellen Überfalle zuvorzukommen; er begab sich daher zum Könige, und

dieser versprach, ihn vor dem Zauberer zu schützen.

### 25. Kapitel.

Das Arbeitsfeld unseres Katechisten besaß eine gewaltige Ausdehnung; sein Unternehmen war daher überaus wichtig, seine Lage hingegen mißlich, wenn nicht gefährlich, und manchmal sogar furchtbar. Trotzdem verlor er den Mut nicht. Mit aufmerksamem und ruhigem Blicke, mit eisernem Willen, Energie und großmütigem Herzen machte er sich an die Arbeit. Es gelang ihm daher auch trotz der schlechten Verhältnisse, viel zu erreichen. Mitte Dezember schrieb er mir unter anderem auch folgendes:

„ . . . Es sind bereits sechs Monate verstrichen seit meiner Ankunft hier in Albomé. Bisher war mein Wirken nicht ganz fruchtlos. Ich konnte 58 sterbende Kinder taufen, und in einigen Tagen wird, wie mein Oberer aus Porto-Novo schreibt, ein Priester ankommen, der dann gleich 28 Kindern die heilige Taufe spenden kann. . . . Zu Weihnachten wird auch mein

Katechumene Gabriel mit seiner ganzen Familie das Sakrament der Wiedergeburt empfangen. . . . In allen Schwierigkeiten, die mir bisher zugestoßen sind, habe ich noch immer Trost gefunden, und ich fühle mich hier in der Verlassenheit vielleicht glücklicher als so mancher in seinem Überflusse. Nur eines betrübt mich, und das ist, daß ich die Tröstungen unserer heiligen Religion so lange entbehren muß. Du,“ fügte er bezüglich dieses Punktes hinzu, „weißt nicht, was es heißt, sich allein und verlassen zu finden ohne die Tröstung des eucharistischen Brotes! Hätte ich wenigstens das Allerheiligste in meiner Kapelle, um vor dem Tabernakel mein Herz ausschütten zu können . . ., aber nein, es sind bereits mehr als sechs Monate, daß ich der Darbringung der heiligsten Geheimnisse nicht mehr beizohnen kann. Du schreibst mir, daß der Herr mit meinem Willen zufrieden sei. Ich verstehe dich, inzwischen aber fühle ich mich an manchen Tagen von unsagbarer Trauer befallen. . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Verchiedenes.

### Der Staudamm am Weißen Nil.

Die Sudanregierung hat sich entschlossen, am Weißen Nil, südlich von Khartoum, einen Staudamm zu errichten. Der Zweck des Staudammes ist, das Wasser des Nils aufzuspeichern, damit man im Süden von Assuan über mehr Wasser verfügt. Der südlichste Nilstaudamm ist bekanntlich derjenige von Assuan. Man glaubt, daß nach der Errichtung des Stauwerkes am Weißen Nil das aufgespeicherte Wasser ausreichen wird, damit sowohl in Oberägypten als auch im Nildelta die Sefi-Kulturen, d. h. solche, die das ganze Jahr über grünen, angewendet werden können. Auch hofft man, daß alsdann in Unterägypten

die Bewässerung eine regelmäßigere und ausgiebige werden kann. Dann auch ist der Staudamm dazu angetan, unnötige Überschwemmungen des Nils zu verhüten, hauptsächlich zur Zeit der Nilschwelle. Lord Ritchener interessiert sich sehr für das ausichtsreiche Projekt, und Sir Ismail Pascha Sirry, der ägyptische Minister der öffentlichen Arbeiten, hat schon einen englischen Ingenieur in die Gegend geschickt, wo der Staudamm erstehen soll. Die Pläne des neuen Staudammes werden in kurzer Zeit fertiggestellt sein. Mit den Ausführungsarbeiten soll im nächsten Jahr begonnen werden. Sie sollen in zwei bis drei Jahren fertiggestellt sein und die

Baufkosten werden auf 500.000 bis 700.000 Pfund (10,000 000 Mark) veranschlagt.

### Der Tempel von Philae.

In seinem soeben erschienenen Bericht vom Jahre 1912 schreibt Sir Maspéro über die heutige Lage des Tempels von Philae unter anderem wie folgt:

Das war wohl der letzte Winter, in dem die bisher verschonten Teile des großen Tempels während der Touristenjaison trocken liegen konnten, und den Umstand, daß das Wasser am 26. November 1911 und am 5. Dezember 1912 noch nicht die ganze Insel überschwemmt hatte, hatte ich ausgenützt, um die Beschaffenheit der Bauwerke, des Nioskes des Nectanebo, die Säulenhallen, Pylonen und das Hadrianwie das Diokletian-Tor eingehend zu prüfen; das ist alles noch fest. Doch geringere Sicherheit darin hege ich für die kleine Athorkapelle und besonders für den Trajankiosk, dessen Oberpartien mir sehr schwer zu sein scheinen, wenn ich an die alten Fundamente und die neuen Unter-

bauten denke, auf denen er ruht. Naheliegende Gefahr besteht trotzdem nur für das Gebäude des großen Tempels. Wie ich das bereits in meinen früheren Berichten auseinandergesetzt habe, sind die Lagen von weichem Sandstein, die seit 1902 dem Wasserhochstand entsprechen, von einem Salpeterstreifen von 30 bis 40 Zentimetern angefressen, und zwar an der Nord- und Südwestseite; sie zerkrümeln zwischen den Fingern, die Hieroglyphen zerbröckeln und die Zersekung nimmt von Jahr zu Jahr zu. Als ich die Sache untersuchte, war ich fast entschlossen, dem Plane stattzugeben, und die angegriffenen Stellen mit dem Messer herauszuschneiden und die zersehten Stücke durch neue Blöcke ersetzen zu lassen. Aber nach reiflicher Überlegung beschloß ich dann doch, noch abzuwarten; vielleicht wird die Hebung des Wasserpiegels durch Veränderung des Berührungspunktes mit der Luft den Zerfall aufhalten. Sollte indessen nach Ablauf von zwei oder drei Wintern keine Besserung eintreten, dann allerdings wäre es an der Zeit, auf dieses äußerste Mittel zurückzugreifen.

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

„Jerusalem zum dritten Male“. Preis 1 K. Reinertrag für das arme St. Marien-Anabens-ahyl. Zu beziehen: Wien, VII/3, Bernardgasse 27.

### Alban Stolz.

„Die meisten Schriftsteller, welche populär sein wollen, sind wahre Bettler und Speichelleder vor dem Volke; sie hüden und beugen sich, geben sich Mühe, rechte Volkssprache zu affektieren und das Volk zu beschmeicheln. Wo echtes Talent ist, da steht der populäre Schriftsteller dem Volke gegenüber mit Autorität, als Lehrer und Herr. Sie müssen zu ihm aufschauen und sich vor ihm beugen und fühlen, daß er einer ist, der Gewalt hat und von Gottes Gnaden herkommt.“ Diese Worte stammen von Alban Stolz. Sie passen aber auch ganz vorzüglich auf ihn selbst. Hunderttausende haben sich vor der Macht seines Wortes gebeugt und gefühlt, daß er einer ist, der Gewalt hat und von Gottes Gnaden herkommt. Welch gewaltigen Eindruck rief es her-

vor, als Stolz in den religiösen und politischen Wirren Badens in den 40er und 50er Jahren die Fackel des Glaubens hoch emporhob und das Schwert der Wahrheit in seinen Streitschriften so siegreich führte! Welchen Einfluß hat der gottbegnadete Mann auf ganze Generationen ausgeübt durch seinen berühmten „Kalender für Zeit und Ewigkeit“. In Hunderttausenden von Exemplaren wurden sie verbreitet und haben unzähligen das Herz warm gemacht, haben Gottesglauben und Gottesliebe bei diesen Seelen neu geweckt. Und das Einzigartige bei diesen Kalendern ist, daß sie heute noch denselben Wert, dieselbe Anziehungskraft haben wie vor 60, 70 Jahren.

Da ist es auf das freudigste zu begrüßen, daß der Herdersche Verlag, welcher ja fast alle Werke des Dichters herausgegeben hat, der neben der illustrierten Oktav-Ausgabe schon eine billige Volksausgabe druckte, nun die Kalender für Zeit und Ewigkeit“ in Einzelausgaben, und zwar in

Taschenformat, in schmucken, modernen Pappbänden und zum billigen Preise von je 50 Pf. auf den Büchermarkt bringt.

„In der Nacht von Mariä Empfängnis wachte ich auf und erblickte hell und fast wie einen Stern den Gedanken in der Seele, ich solle meine Kalender für das Volk schreiben. Ich tauchte ihm aus des Herzens tiefstem Grunde die Inspiration zu seinem Schaffen und Gestalten auf. Von seinem ersten Kalender: „Miztur gegen Todesangst, für das gemeine Volk und nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute“ (jetzt 27. Aufl.), sagt Stolz selbst, daß er nirgends mehr seine eigene innere Seele aufgedeckt habe als hier. Es hat jemand dieses Buch den gewaltigsten Totentanz des 19. Jahrhunderts genannt, einen Gemäldezyklus in Worten. Hier schlägt Stolz die Taste der letzten Dinge an, wie es neben ihm nur wenige verstehen, und weiß die Tiefe unserer Seele zu erschüttern, aber es ist auch ein „Trostbüchlein vom Tode“.

Der zweitälteste Kalender (1844): „Das Menschengewächs, oder wie der Mensch sich und andere erziehen soll“ (jetzt 24. Aufl.), will nicht zwischen Gräbern spazieren führen, sondern vom Leben reden. Und er redet in so eindringlicher und zu Herzen gehender Weise von dem Entstehen, Wachsen, Ausreifen und Vergehen des Menschenlebens. Ein Erziehungsbuch, ein Buch voll Lebensweisheit! Alles so anschaulich und konkret in Bildern und Beispielen, wie nur die scharfe Beobachtungsgabe und starke Gestaltungsraft unseres Dichters es fertig bringt.

Die drei folgenden „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ (1845—1847) behandeln das Gebet des Herrn, „Das Vater unser“ (23.—25. Aufl.). Wie hier Stolz die Worte des Herrn auslegt und den Geist derselben ausgeschöpft hat, das wird so bald nicht seinesgleichen finden: das vermochte nur ein so inniges religiöses Gemüt, ein starkes religiöses Innenleben, mit dem sich eine so hervorragende poetische Intuition verband. Besonders herrlich ist die wundervolle Erklärung der Anrede, weiter die ausgiebige, lebenswahre Auslegung der Brotbitte (wer erinnert sich da nicht der prachtvollen, heiteren Schilderung des Spatenlebens) und die grandiosen Natur- und Seelenbilder in dem letzten Teile. Dies „Vater unser“ in jedem Hause, in jeder katholischen Familie, das wäre ein Segen und ein Quell beständiger Seelenfreude.

Zehn Jahre später (1858) schrieb Stolz wieder einen Kalender. Diesmal wählte er ein Thema, das ihm, dem kindlichen Verehrer der Mutter Gottes, große Freude bereitete. Es ist „Der unendliche Gruß“ (das Begrüßte feist du, Maria) (16. Aufl.). Wie sanft und innig weiß er hier das Lob Mariens zu verkünden, er, der sonst so oft die Schrecken und all das Furchtbare der letzten Dinge in lebendigster Weise vor Augen stellt.

Der Kalender 1859 führt den Titel: „Das Bilderbuch Gottes“ (15. Aufl.). Der Sternenhimmel erscheint Alban Stolz als Nacht-

kapelle Gottes, der Junifommer als Hochzeitsstag des Heiligen Geistes. Und so ist dem großen Dichter und Prediger die ganze Natur als ein aufgeschlagenes Bilderbuch Gottes, in dem er liebt und aus dem er tiefe, ernste Wahrheiten für die Seele herausliest.

„ABC für große Leute“ (Kalender für Zeit und Ewigkeit 1864, jetzt 16. Aufl.) ist ein Spiegel, den Stolz mit Freimut den Fehlern und Lasten vorhält, in dem er aber auch die Tugenden sehen läßt. Hier ist reiche Gelegenheit für ihn, seinen überlegenen Humor, aber auch manchmal bitteren Spott zu zeigen, so daß die Lektüre oft genug köstliche Freude bereitet, dabei aber immer eindringlich und wirkungsvoll bleibt.

„Rohlschwarz mit einem roten Faden“ (1873, jetzt 9. Aufl.) enthält acht Aufsätze über die gefährlichsten Spiele (Heiraten, Schulfachen, Zeitungen usw.). Stolz sagt von dem Kalender, „daß er rauh und borstig ausgefallen ist und viele Nagelspitzen hat, an denen sich manche unangenehm ritzen werden“.

Am abgeklärtesten, künstlerisch wie inhaltlich am vollendetsten ist von allen Kalendern der für 1876: „Die hl. Elisabeth, die gekreuzigte Barmherzigkeit“ (8. Aufl.). Dieses Hohelied von der Liebe, die sich opfert und kreuzigt für die leidende Menschheit, gehört zu dem Schönsten der religiösen Literatur und ist auch rein literarisch ein Meisterwerk der deutschen Prosa.

Alle diese genannten so billigen Bände mögen eine immer weitere Verbreitung finden. Es ist ja heutzutage ein wahrer Jammer, daß die Unterhaltungsliteratur in weiten Kreisen die ernste Lesung und besonders die religiöse Lektüre immer mehr verdrängt. Was vermöchten allein die Werke von Alban Stolz zu wirken, wenn man sie in aller Hände brächte. Denn Stolz besitzt nicht nur herzinnige Frömmigkeit und den Freimut unbestechlicher Wahrheitsliebe, sondern er ist einer der größten Dichter des 19. Jahrhunderts. Nicht nur für das „Volk“, sondern auch für die Gebildeten sind die Schriften eine Quelle religiöser Erhebung und Erneuerung, sowie auch ästhetischen Genusses trotz mancher Ranten und Ecken. In seinen Werken finden sich echte Verse, Bilder, Schilderungen, wie unsere Literatur nur wenige aufzuweisen hat.

Eine Reihe solch schöner Stellen aus den Schriften von Stolz sind zusammengestellt in „Edelsteine aus reicher Schatzkammer“ 4. u. 5. Aufl., Herder (346 S.), in Pappband 2 Mk. Die systematisch geordneten Proben des tiefen Gemütes, der religiösen Innigkeit, der dichterischen Anschaulichkeit und Genialität werden Stolz viele neue Freunde gewinnen. Das Buch ist auch besonders geeignet zum Vorlesen.

Mögen in jedem Hause ein oder mehrere Bände dieser Meisterwerke von Stolz vorhanden sein. Jeder deutsche Katholik müßte zu ihm aufschauen und fühlen, „daß er einer ist, der Gewalt hat und von Gottes Gnaden herkommt“.

Rakor G. Becker, Hannover-Linden.